

JAN KONST
Der Wintergarten



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Fast hundert Jahre alt wird Hilde Grunewald. 1902 im sächsischen Meißen geboren, wächst sie unter Kaiser Wilhelm II. auf. Sie heiratet in der Weimarer Republik, ihre Kinder kommen in der Zeit des Nationalsozialismus zur Welt. Hilde erlebt den Aufstieg, aber auch den Zusammenbruch der DDR – und schließlich die friedliche Revolution von 1989, durch die sie Bürgerin der Bundesrepublik wird.

Ihr Leben ist von Umbrüchen gezeichnet. Sie überlebt zwei Weltkriege und hat mit den Folgen wirtschaftlicher Krisen zu kämpfen. Aus eigener Erfahrung weiß sie, wie es in höheren Kreisen zugeht – aber auch, was es bedeutet, auf finanzielle Unterstützung angewiesen zu sein. Die russische Besatzung prägt ihr Leben ebenso wie der Kalte Krieg, der Bau der Berliner Mauer und die Wende.

Mit historischer Präzision und erzählerischem Geschick blickt Literaturwissenschaftler Jan Konst in »Der Wintergarten« auf das bewegte Leben seiner Schwiegerfamilie. Hildes Geschichte, aber auch die ihrer Eltern, Kinder und Enkel gerät dabei für den Leser zu einer faszinierenden Zeitreise durch das lange 20. Jahrhundert vom Kaiserreich bis zur Wiedervereinigung.

Autor

Jan Konst ist Literaturwissenschaftler und Niederlandist. Seit 2000 ist er Inhaber des Lehrstuhls für Niederländische Philologie (Literaturwissenschaft) an der Freien Universität Berlin. Seine Publikationen widmen sich der frühmodernen Literatur, den niederländisch-deutschen Literaturbeziehungen und der Gegenwartsliteratur in den Niederlanden und Flandern. In seinem gefeierten Buch »Der Wintergarten« beleuchtet Jan Konst die Geschichte seiner Schwiegerfamilie aus einer reflektierenden und zugleich von Empathie geprägten Position.

Jan Konst

Der Wintergarten

Eine deutsche Familie
im langen 20. Jahrhundert

Aus dem Niederländischen von
Marlene Müller-Haas

GOLDMANN

Die niederländische Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel
»De Wintertuin – Een Duitse familie in de lange twintigste eeuw«
bei Uitgeverij Balans, Amsterdam.

Die Übersetzung folgt der vierten Auflage vom Mai 2018.
Die Übersetzung dieses Buches wurde durch finanzielle Unterstützung
der Niederländischen Stiftung für Literatur ermöglicht.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Vollständige Taschenbuchausgabe Dezember 2020

Copyright © 2018 der Originalausgabe: Jan Konst

Copyright © 2019 der deutschsprachigen Erstausgabe:

Europa Verlag GmbH & Co. KG, München

Copyright © 2020 dieser Ausgabe: Wilhelm Goldmann Verlag,

München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Abbildungen im Innenteil und auf dem Cover stammen aus dem Familienbesitz

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur GmbH unter Verwendung

eines Designs von © Nico Richter und der Gestaltung von

Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich

Umschlagmotiv: Gartenfest der Familien Grunewald und Grellig (1904)

Redaktion: Silwen Randebrock

Layout & Satz: Danai Afrati und Robert Gigler, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

KF · cb

ISBN 978-3-442-14262-0

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Katrin

Inhalt

VORWORT 9

KAPITEL 1 Auf einen Dampfzug, um genau zu sein 15

KAPITEL 2 Vielleicht ist es sogar eine Afrana-Nähmaschine? 33

KAPITEL 3 Ja, dieser junge Unternehmer macht Eindruck
auf Hilde 65

KAPITEL 4 Taubenzüchter und Briefmarkensammler 97

KAPITEL 5 Der nackte Hintern der Wehrmacht 131

KAPITEL 6 Eine mystische Hochzeit 151

KAPITEL 7 Anatomische Gründe 169

KAPITEL 8 Klassenzimmer, die noch nach frischer Farbe
riechen 201

KAPITEL 9 In kleine Blätter zerschnittenes Zeitungspapier 225

KAPITEL 10 Ein gescheitertes Erdbeerfeld 261

KAPITEL 11 Das Tal der Ahnungslosen 295

KAPITEL 12 Wie der Schaumwein auf ihrer Zunge prickelt 329

NACHWORT 353

NACHWEISE & DANK 355

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS 358

HANDELNDE PERSONEN 359

KARTEN 362

Vorwort

Am Ortsrand des dörflichen Weinböhla steht ein Wohnhaus, das zwischen den bescheidenen DDR-Behausungen aus der Reihe tanzt. Es liegt auf einem künstlich angelegten Hügel und wurde nach der Wende erbaut. Das außerhalb der eigenen Region unbekannte Winzerdorf Weinböhla liegt im Herzen des ehemaligen Königreichs Sachsen. In nächster Nähe befindet sich das Jagdschloss Moritzburg des legendären Monarchen August des Starken. Auch nach Dresden, der früheren Residenzstadt an der Elbe, oder nach Meißen, wo das erste europäische Porzellan hergestellt wurde, ist es nicht weit.

In den Kellern des Hauses in Weinböhla lagert ein umfangreiches Familienarchiv. In den Anfangsjahren sind die Bestände unvollständig, aber seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wurde immer mehr aufgehoben: Briefwechsel, Tagebücher, allerlei Foto- und Bildmaterial, offizielle Dokumente, Geschäftsunterlagen und so weiter. In diesem Archiv – vielleicht besser: in den vier Schränken voll ungeordnetem Papier – stieß ich auf vieles, was ich nicht gleich deuten konnte. Darunter lang vergessene Dokumente, die alle möglichen Fragen aufwarfen.

Wer ist der Mann, der kurz vor 1900 diese schmachtenden Liebesbriefe (»Mein liebes Herzglöckchen!«) schreibt? Was hat die Bauzeichnung eines achtundzwanzig Meter hohen Fabriksschlots zu bedeuten? Und woher stammt die Urkunde von Friedrich August III. aus dem Jahr 1917: »Wir, Friedrich August, von Gottes Gnaden König von Sachsen, haben Uns bewogen gefunden ...«?

Wie lässt es sich erklären, dass das Tagebuch eines Wehrmachts-soldaten Fotos von der vergessenen Bombardierung Middelburgs enthält? Nicht weniger überraschend ist der Zeugenbericht eines italienischen Zwangsarbeiters: »Mein Arbeitgeber Jungblut sowie unser Meister Lenz waren sehr gut zu uns Ausländern.« Und warum erwähnt jemand in einem Bericht für die Stasi, den Geheimdienst der DDR, antike Möbel?

Den Kopf über Wasser

Ein Archiv in den Kellerräumen eines Privathauses. Zweifellos gibt es davon in Deutschland Zehntausende. Und eines ist allen gemeinsam: Sie sind nicht frei zugänglich. So auch in diesem Fall. Aber meine Schwiegermutter Brigitte erlaubte mir, den papiernen Nachlass ihrer Vorfahren zu sichten. Sie bewohnt das weiß verputzte Haus in Weinböhlen, das einen Wintergarten und große Sonnenterrassen hat.

Brigitte ist inzwischen 85 Jahre alt und hat oft mit mir über ihre Familie gesprochen. Es ist eine Familie, wie es viele gibt. Jedoch keine von denen, deren Mitglieder man in den Geschichtsbüchern findet. Unter ihren Angehörigen sucht man vergeblich nach Politikern, Schriftstellern oder Künstlern. Eine durchschnittliche Familie.

Aber gerade das ist faszinierend. Das Archiv in den Kellerräumen dokumentiert, wie Menschen aus der Mitte der Gesellschaft in unruhigen Zeiten versuchen, den Kopf über Wasser zu halten. Von Generation zu Generation. Leicht ist es nicht. Nach der Gründung des Deutschen Kaiserreichs 1871 sind in der europäischen Geschichte eine Reihe entscheidender Entwicklungen zu beobachten. Nicht selten gehen sie von Deutschland aus, und wenn nicht, sind deren Auswirkungen dort doch unübersehbar. Deutschland ist eine Art Seismograf, nicht allein der Ort, wo Geschichte gemacht wird, sondern auch der Ort, wo sie zuschlägt.

Man nehme nur Hilde, Brigittes Mutter. Sie wird 1902 geboren und stirbt fast hundert Jahre später im Jahr 2001. Hilde wächst unter Kaiser Wilhelm II. heran, heiratet in der Weimarer Republik und bekommt ihre Kinder während der Nazidiktatur. Sie erlebt den Auf- und Untergang der DDR, und kurz vor ihrem Tod feiert die neue Berliner Republik ihr zehnjähriges Bestehen. Einem Vierteljahrhundert Demokratie, das den Zwanziger- und den Neunzigerjahren zu verdanken ist, stehen sieben lange Jahrzehnte gegenüber, in denen Hilde unter grundverschiedenen, zum Teil ausgesprochen totalitären Regimen lebte.

Hildes Leben wird vom Ersten Weltkrieg bestimmt, von der Hyperinflation im Jahr 1923 und dem Börsenkrach 1929. Sie erlebt die Machtergreifung Hitlers und die Schrecken des Zweiten Weltkriegs. Dem folgen die sowjetrussische Besatzung, der Kalte Krieg, der Bau der Berliner Mauer und als Schlussstein der Mauerfall und die Wende. Auch dieses Familienmitglied wird nicht in die Geschichtsbücher eingehen, aber man kann behaupten, dass sich Hildes kleines Leben vor der Kulisse der ganz großen Geschichte abgespielt hat.

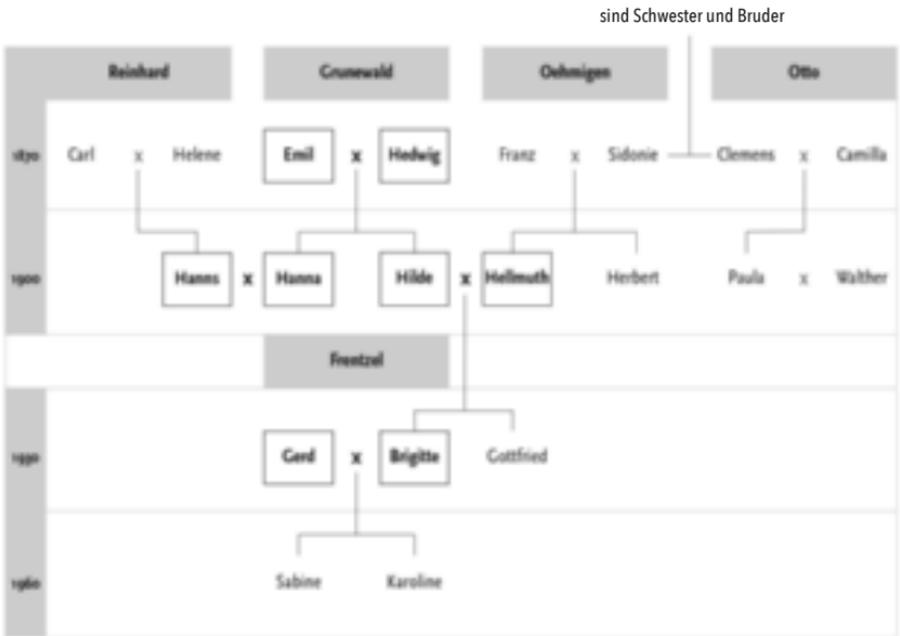
Ein Blind-Booking-Ticket

Im Lauf der Gespräche mit Brigitte entsteht der Plan, eine Geschichte ihrer Familie zu schreiben. Vielleicht nicht vom allerersten Anfang an, aber auf jeden Fall seit 1871, als mit dem neuen Kaiserreich das »lange« zwanzigste Jahrhundert anbricht. Im selben Jahr wird auch der Gärtnersohn Emil Grunewald geboren. Er ist der Stammvater eines Familienzweigs, der in Meißen und später in Weinböhla sein Zuhause hat.

Lange ist eine Wohnung in der Meißener Brauhausstraße der Mittelpunkt des Familienlebens. Seit den 1960er-Jahren verlagert sich der Schwerpunkt nach Weinböhla. Die vorläufige Endstation dieser Bewegung ist das weiß verputzte Haus, die Zuflucht einer Familie, die inzwischen über ganz Deutschland verstreut lebt.

Außer der Grunewald-Linie, die auf Emil zurückgeht, sind drei andere Linien von Bedeutung: Reinhard, Oehmigen und Otto. Sie sind in der genealogischen Übersicht verzeichnet, die auf Seite 13 abgedruckt ist. Die horizontale und die vertikale Achse markieren, dass es in dieser Geschichte nicht allein um die Schicksale von vier Familienzweigen geht, sondern auch um die Geschichte von vier Generationen. Deren Mitglieder erblickten gegen 1870, 1900, 1930 und 1960 das Licht der Welt. Immer wieder ist zu beobachten, wie der Geburtszeitpunkt die Möglichkeiten eines Menschen beeinflusst. Es ist ein bisschen wie mit einem Blind-Booking-Ticket: Wohin einen die Lebensreise führt, weiß man nicht, aber der Zeitpunkt des Aufbruchs erweist sich als entscheidend dafür, wo es einen hin verschlägt.

Im Scheinwerferlicht stehen vor allem acht Personen. Sie gehören – über die weibliche Abstammungslinie – zum Grunewald-Zweig. Dabei handelt es sich um vier Ehepaare: Emil & Hedwig, Hanna & Hanns, Hilde & Hellmuth und Brigitte & Gerd. Vier Familienzweige, vier Generationen, vier Ehen: Sie machen es möglich, 130 Jahre deutsche Geschichte vor Augen zu führen. Nicht aus der Vogelperspektive, sondern von unten, aus dem Blickwinkel der Menschen, die deren Auswirkungen täglich am eigenen Leib erlebten.



Stammbaum: vier Familienzweige, vier Generationen, vier Ehen



*Um 1900: Emil mit seinem Vater
vor dem Geburtshaus in Seifhennersdorf*

Auf einen Dampfzug, um genau zu sein

18. März 1871 – Otto von Bismarck, der *eiserne* Reichsgründer, wird erster deutscher Reichskanzler.

1. November 1874 – Das abgelegene Seifhennersdorf bekommt einen eigenen Anschluss ans Eisenbahnnetz.

1. Dezember 1884 – Für Arbeiter wird eine verpflichtende Krankenversicherung eingeführt.

5. Dezember 1894 – Kaiser Wilhelm II. weiht in Berlin das neue Reichstagsgebäude ein.

7. Mai 1896 – In Meißen-Cölln wird der *Hamburger Hof* eröffnet, das größte Hotel-Restaurant der Stadt.

Ein Herrenzimmer, das klingt wenig emanzipiert – ein Zimmer, in dem Frauen offenbar unerwünscht sind. Wenn man alte Möbelkataloge aufschlägt, ist alles zu sehen, was man zur Einrichtung eines solchen Herrenzimmers braucht. Offenbar ziemlich viel: einen Schreibtisch mit dazu passendem Stuhl, einen hohen Spieltisch für Kartenspiele und einen großen Bücherschrank. Weiter sind ein paar Clubsessel Standard, ebenso ein bequemes Sofa, meist mit einem kleinen drum herum gebauten Kabinett, in dem sich Rauchutensilien befinden.

Diese Möbelstücke werden als Ensemble gekauft. Daher hat eine Berliner Handelsfirma um 1910 Herrenzimmer in verschiedenen historisierenden Stilen im Angebot, darunter das romanisch

inspirierte Ameublement »Erich« oder das barocke »Wolfgang«, typisch deutsche Vornamen, die an die Marketingstrategie einer schwedischen Möbelhauskette erinnern. Billig ist die Einrichtung dieses dem männlichen Bevölkerungsteil vorbehaltenen Zimmers nicht. Nach dem Katalog des in der deutschen Hauptstadt ansässigen Möbelhauses ist man schnell bei 800 Mark, einem Betrag, für den ein Facharbeiter damals ein halbes Jahr arbeiten musste.

In meinem Arbeitszimmer steht ein Teil von Emil Grunewalds Herrenzimmer. Ich habe mich lange mit Emil und seiner Lebensgeschichte beschäftigt. Er wird 1871, knapp fünf Monate nach der Gründung des Deutschen Kaiserreichs, als ältester Sohn von Christian und Johanna Grunewald geboren. Sein Vater ist Gemüsebauer im sächsischen Seifhennersdorf, einem kleinen Ort an der Grenze zu Böhmen, das damals zu Österreich-Ungarn gehörte. Die Familie lebt vom Ertrag eines Ackers, auf dem Kartoffeln, Kohl und Mohrrüben angebaut werden. Es gibt auch einen kleinen Obstgarten. Hunger muss Emil nicht leiden, aber die Lebensbedingungen, unter denen er aufwächst, sind bescheiden.

Eine fast durchgängige Diagonale

Mit meiner Schwiegermutter Brigitte besuche ich sein Heimatdorf. Wir haben eine historische Aufnahme des Elternhauses mitgenommen und möchten wissen, ob es heute noch steht. Es handelt sich um ein für die Gegend typisches *Umgebindehaus*, ein teilweise in Fachwerk ausgeführtes Bauernhaus mit der Besonderheit, dass sich das tragende hölzerne Stützensystem außen an der Fassade befindet. Brigitte ist schlecht zu Fuß, deshalb kommen wir in den Straßen des kleinen Orts nur langsam voran. Irgendwann meinen wir, das Haus gefunden zu haben, und vergleichen die Fassade auf dem Foto aufmerksam mit der Fassade vor uns.

Recht rasch öffnet sich die Haustür, und wir werden misstrauisch beäugt. Das Eis bricht, als Brigitte erklärt, weshalb wir hier

stehen geblieben sind. Wir kommen mit einem etwa vierzigjährigen Paar ins Gespräch, einem barfüßigen Mann, der sein Haar zu einem Zopf gebunden hat, und einer kleinen, zierlichen Frau in Freizeitkleidung. Sie hätten, erzählen sie uns, das geldversessene München nicht mehr ertragen und für wenig Geld das Haus in dem entlegenen Seifhennersdorf gekauft. Typische Aussteiger, die nicht mehr in der Tretmühle der globalisierten Konsumgesellschaft mitlaufen wollen.

Wir bekommen handgebrühten Filterkaffee und beugen uns gemeinsam über das Foto. Bei näherer Betrachtung erweist sich, dass wir das Haus, in dem Emil aufwuchs, doch nicht gefunden haben. Der Gastgeber spürt unsere Enttäuschung und bietet einen Rundgang durch sein abgelegenes Reich an. Wir sehen mit Kartons und allerlei Hausrat vollgestopfte Zimmer, ein baufälliges Treppenhaus und feuchte Keller. Obwohl das Haus nicht klein ist, macht es mit seinen niedrigen Decken und den kahlen Holztüren doch einen ärmlichen Eindruck. Beim Verlassen der Räume muss ich mich jedes Mal bücken. Ob das in dem Haus wohl auch so war, in dem der Mann, an dessen Schreibtisch ich arbeite, seine ersten Lebensjahre verbrachte?

Mit neunzehn Jahren beschreibt Emil seine Kindheit in einem blauen, unlinierten Schulheft. Es war in den Kellern von Weinböhl gelandet. Was die Schönschreibkunst des neunzehnten Jahrhunderts nicht alles vermag: Die Handschrift des jungen Mannes, der die damals gängige Kurrentschrift schreibt, ist von einer peinlichen Regelmäßigkeit. Alle Buchstaben wurden im 45-Grad-Winkel zu Papier gebracht (Abb. 1). Dadurch bilden die Ober- und Unterlängen, also die Buchstaben, die über oder unter der Zeile hervorragen, eine fast durchgängige Diagonale. Aus einem gewissen Abstand scheint es, als ob auf der Seite Linien von links unten nach rechts oben verlaufen.

Mit jugendlichem Übermut

Emil berichtet von einer glücklichen Kindheit. Von seinem sechsten bis zum vierzehnten Lebensjahr besucht er die Dorfschule, wo er als eifriger und lernwilliger Schüler auffällt. Seine Eltern unterstützen ihn, wo sie nur können. Während der letzten Schuljahre bekommt er sogar zusätzlichen Unterricht. Zur Deckung der Kosten versagen sich die Eltern das bisschen Luxus, das sie sich vom Gemüse- und Obstverkauf leisten könnten. Mit kaum verhohlenem Stolz schreibt der Gärtnersohn, dass sich der Wunsch, Lehrer zu werden, schon früh in ihm zeigt. »In der ersten Klasse«, heißt es, »ereignete sich ein Vorfall mit einer prophetischen Bedeutung. Auf die an uns Jungen gerichtete Frage: ›Was wollt ihr später werden?‹, antwortete ich mit jugendlichem Übermut: ›Lehrer!‹«

Emil beschreibt sich als »Schulbub vom Lande«, als echtes Landkind, das sich auf den Feldern und in den Wäldern um Seifhennersdorf zu Hause fühlt. Bei der Beschreibung des Flösschens, wie es am Ende eines langen Winters anschwillt, spürt man die Ehrfurcht, mit der Emil alles in sich aufnimmt: »Es war ein Schauspiel von einer wilden, romantischen Schönheit. Als der Frühling kam, brach das Eis der Mandau. Das ansteigende Wasser des sonst so ruhigen Bächleins trieb mächtige Eisschollen vor sich her.« Auch die Überschwemmungen vom Juni 1880 im deutsch-böhmischen Grenzgebiet prägen sich dem Schüler unauslöschlich ein.

Im Februar 1885 besteht Emil die Aufnahmeprüfung am Königlichen Lehrerseminar in Löbau, einer fünfundzwanzig Kilometer entfernten, mittelgroßen Provinzstadt. Im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts entstehen überall in Deutschland Lehrerbildungsanstalten. Sie sollen das Niveau der Volksschule heben, der achtjährigen Grundschule, die für alle Kinder Pflicht ist. Um Lehrer zu werden, braucht man kein Abitur. Deshalb kann Emil mit vierzehn Jahren eine weiterführende pädagogische Ausbildung beginnen. Einschneidend sind die Veränderungen (»eine neue Lebensweise«)

in seinem persönlichen Leben. Sie werden von dem neuen Schulgebäude symbolisiert.

An die Stelle der vertrauten kleinen Dorfschule tritt ein protziges, neobarockes Gebäude mit großen, lichtdurchfluteten Klassenzimmern. Von nah und fern kommen im April 1885 mehr als hundert neue Schüler hierher, voll gespannter Erwartung, was die vor ihnen liegenden Jahre bringen werden. Sie werden von ihren Eltern begleitet, manchmal nur vom Vater oder von der Mutter. Wie ihre Söhne haben auch diese ihre besten Kleider angezogen. Emil trägt halbhohe Lederschuhe mit Kniestrümpfen. Die Wollhose reicht bis knapp übers Knie. Er hat ein weißes Hemd an, mit Fliege, und darüber ein hochgeschlossenes, schwarzes Jackett. Vom Vater bekam er eine neue Mütze.

Kleine und große Risse

Emil, der ungewöhnlich schlank gebaut ist, verlässt als Jugendlicher sein Elternhaus. Er kommt aufs Internat des Lehrerseminars und teilt sich das Zimmer mit fünf anderen Jungen. Neben seinem Bett steht ein kleiner Tisch, und er hat einen eigenen Schrank für Kleidung und Bücher. In der Mitte des geräumigen Zimmers stehen sechs kleine Schreibtische, an denen die Jungen ihre Hausaufgaben machen. Sie bilden eine kleine, vertraute Gruppe und übernehmen ab und zu, wenn es nötig ist, füreinander die Vater- oder Mutterrolle.

»In sozialer Hinsicht«, schreibt Emil, »war das Leben im Seminar in einer ganz eigenen Weise abwechslungsreich. Man war Teil einer großen Gemeinschaft, lauter Kameraden, die im Prinzip gleich dachten und dasselbe Streben nach selbst gesetzten Zielen an den Tag legten. Gleichzeitig war es eine Gruppe von Altersgenossen, unter denen sich immer ein paar gute Freunde finden ließen.« Nüchtern, ohne große Gefühle, so sieht der Neunzehnjährige im Nachhinein seine Situation. Aus nichts geht hervor, dass ihm die Trennung von den Eltern schwergefallen ist.

Ob der Gärtnersohn sich keine Blöße geben will? Es gibt ein Doppelporträt seiner Eltern Christian und Johanna Grunewald, das eine andere Geschichte erzählt, gedruckt auf einer typischen *Carte de Visite*, einem Foto auf dickem Karton mit einem standardisierten Format. Dafür waren in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts die schönsten Alben mit Buchschloss auf den Markt gekommen. Während seiner Internatszeit trägt Emil dieses Bild seiner Eltern immer bei sich. Er nimmt den *Visitkarton* regelmäßig zur Hand: Die Ecken sind verbogen, die Karte ist schlaff geworden, und über den Abdruck verlaufen zahllose kleine und große Risse. Das ramponierte Foto zeugt so von einem Heimweh, über das sich Emil in dem blauen Heft offenbar nicht aussprechen will.

Seine Jugendjahre charakterisiert er nicht nur als eine Zeit der »mühevollen Arbeit«, sondern auch als eine Zeit, in der sich sein Horizont weitet. Die Schulausflüge stehen ihm noch klar vor Augen. Vor allem eine »großartige« Ausstellung in Görlitz, der nächstgelegenen großen Stadt, ist ihm im Gedächtnis geblieben. Dabei handelt es sich um die *Industrie- und Gewerbeausstellung*, die in den Sommermonaten des Jahres 1885 Hunderttausende Besucher aus dem In- und Ausland in die Stadt an der Neiße zieht.

Totenglocken

Die Ausstellung bietet eine Momentaufnahme der Errungenschaften der industriellen Revolution. Dass Sachsen als Ausstellungsort gewählt wurde, muss nicht verwundern. Denn das Königreich, das ein mehr oder weniger souveräner Teil des Kaiserreichs ist, gilt zusammen mit beispielsweise dem Ruhrgebiet und der Metropolenregion Berlin als eines der Kerngebiete der deutschen Industrialisierung. In Görlitz präsentieren Fabrikanten die neuesten technischen Entwicklungen. Der angehende Volksschullehrer bestaunt schwere Dampfmaschinen, frühe Verbrennungsmotoren und sogar einen hydraulisch angetriebenen Güter- und Personenlift.

Um die Wirkung dieses Hebegeräts zu illustrieren, hatte der Fabrikbesitzer Theodor Lissmann aus Berlin einen Aussichtsturm bauen lassen, der einen fantastischen Blick über das Ausstellungsgelände bietet. Als Emil nach einer guten Minute mit einigen seiner Mitschüler aus der Liftkabine steigt, der sie zu der kleinen Aussichtsplattform gebracht hat, fühlen sich seine Beine wie Gummi an. Plötzlich steht er im Himmel und schreit wie die anderen Jungen seinen Schreck heraus. Aufgeregt rufen sie zu ihren Klassenkameraden dreißig Meter tiefer hinunter. Die hatten nicht mehr in die Kabine gepasst und warten noch auf ihren Ausflug nach oben. An der brusthohen Balustrade späht Emil nach Osten, wo er die blau schimmernden Gipfel des Riesengebirges vermutet.

In seinem Heft gräbt er auch Erinnerungen an eine mehrtägige Reise durch die Böhmisches Schweiz im heutigen Tschechien aus. Die Geschichten seiner Lehrer über die Entstehung der imposanten Sandsteinformationen und die Auswirkungen der Erosionsprozesse wecken sein bleibendes Interesse an Geologie. Urmeere, tektonische Verschiebungen und Sedimentgestein – als Lehrer wird Emil seinen Schülern später voller Begeisterung davon erzählen.

Dass er an der Schwelle zum Erwachsensein beginnt, sich für Politik zu interessieren, merkt man an den Sorgen, die ihm der Zustand des Deutschen Reichs 1888 bereitet. In dem Jahr, das schon bald als *Dreikaiserjahr* bezeichnet werden sollte, läuten die Totenglocken zweimal für einen deutschen Kaiser. Hundert Tage nach dem Tod Wilhelms I. stirbt dessen Nachfolger Friedrich III. Schon bei der Thronbesteigung ist er unheilbar krank:

Noch immer höre ich das schrille Läuten, mit dem die Seminarschüler zusammengerufen wurden, um sie über den Tod des ersten Kaisers von Deutschland zu informieren. Kurz darauf ertönten sie noch einmal und verkündeten, dass der zweite Kaiser des deutschen Reichs dem greisen Heldenvater in den Tod gefolgt war.

Am Ende des Winters von 1891 verlässt Emil das Löbauer Lehrerseminar als diplomierter Pädagoge. Die Prüfungen legt er mit überdurchschnittlichen Ergebnissen ab. Bereits in den letzten Wochen seiner Schulzeit wird dem jungen Mann eine Stelle als Hilfslehrer in Aussicht gestellt. Die Examensfeier, die am 28. Februar 1891 stattfindet, muss also ein Erfolg werden. Umso mehr, weil Emil von dem Mädchen begleitet wird, dem er – doch darüber später mehr – insgeheim sein Herz verpfändet hat.

Körperliche Züchtigung

Am 1. September 1899 wird Emil an das angesehene Meißener Gymnasium berufen. Hoch auf dem Ratsweinstein gelegen, ragt das Franziskanerum über die Stadt empor. In dem gedruckten Jahresbericht für das Schuljahr 1899/1900 führt sich Emil mit einer kurzen Lebensbeschreibung ein. Daraus geht hervor, dass er in dem knappen Jahrzehnt zwischen der Abreise aus Löbau und der Ankunft in Meissen Erfahrungen an drei verschiedenen Volksschulen sammelte. Daneben hatte er in Leipzig den Militärdienst absolviert.

In Leipzig studierte Emil außerdem drei Jahre an der Universität (Abb. 2). Den Studienplatz verdankte er einem Sonderprogramm für vielversprechende Volksschullehrer. Der Sohn eines Gemüsegärtners, der als Erster in seiner Familie eine akademische Ausbildung absolviert, besucht ab April 1896 das Curriculum Pädagogik.

In seinem Studienbuch kann man nachlesen, welche Lehrveranstaltungen er belegt hat. Bei etwa der Hälfte handelt es sich um Seminare zur Schulpädagogik und Unterrichtslehre. Daneben wurde Emil auch in Philosophie (»Allgemeine Einführung in die Philosophie«), Theologie (»Das Christentum in der heutigen Gesellschaft«), Geisteswissenschaften (»Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts«) und Deutscher Geschichte (vier aufeinander aufbauende Seminare zu historischen Entwicklungen vom Mittelalter bis ins späte neunzehnte Jahrhundert) unterrichtet.

Reife-Zeugniß

Königl. Sächs. Lehrer-Seminar zu *Schau.*

Emil Hermann Grunwaldt

geboren den *3. Juni* 1874 zu *Wippenmühlengut*
sachliche Befähigung, vorgetrieben im Königl. Seminar zu
Schau.

hat am *11. Februar 1897* die Schlußexamenprüfung
bestanden, wozu denselben die Hauptlehrer

gut (1^o)

geurtheilt worden ist.

Sein sittliches Verhalten war

völlig befriedigend (1^o)

Zuletzt ist nach § 17, Abs. 2 der Statuten vom 26. April 1873 per
Kanzler von Prüfungsarbeiten befreit.

Schau, den 25. Februar 1897

Die Königl. Prüfungs-Commission.

Karl v. Borsdorf

Präsident

R. Müller

L. Schulz

L. Förster

als Beisitzer

L. Engel

Präsident



Konrad v. Kellen

Kanzler

L. Schmidt

Dr. O. Berger

E. Kasper

R. Kellner

Beitz

Präsident

Druckort: in Leipzig.

Emils Reifezeugnis:

»Sein sittliches Verhalten war völlig befriedigend (1^o)«

Ein guter Teil von Emils Lehrbüchern landete im Kellerarchiv in Weinböhla. Sie zeigen Spuren intensiven Lernens – seines Lernens, denn darüber lässt die regelmäßige Handschrift an den Seitenrändern keinen Zweifel. Wenn man die Unterstreichungen von Seite zu Seite verfolgt, studiert man über dessen Schulter hinweg mit einem jungen Mann, der vor hundertzwanzig Jahren alles über Schule und Didaktik wissen wollte.

Emils Interesse galt besonders den klassischen Schriften zur geistigen und sittlichen Bildung von Kindern, etwa den Texten von Johann Heinrich Pestalozzi und Christian Gotthilf Salzmann. Aber er las auch – in einer deutschen Übersetzung – *Émile, ou De l'éducation*, Jean-Jacques Rousseaus berühmten Erziehungsroman. Darin wird das Kind als Tabula rasa dargestellt, als unbeschriebenes Blatt. Nicht nur die Eltern, auch die Schulpädagogen müssen die Inhalte zur Verfügung stellen, die nun dieses Blatt füllen sollen. Auf einer der ersten Seiten des Romans markierte Emil, der spätere Vater zweier Töchter: »Wer die Pflichten eines Vaters nicht erfüllen kann, hat kein Recht, es zu werden.«

Emils wichtigster Gewährsmann war Johann Friedrich Herbart, dessen Einfluss auf das Denken des neunzehnten Jahrhunderts in Sachen Erziehung und Unterricht kaum überschätzt werden kann. Im Bücherschrank des lernbegierigen jungen Mannes aus Seiffhensdorf stand eine zweibändige Luxusausgabe seiner *Pädagogischen Schriften*. Herbarts Regeln sind mitunter bemerkenswert praktischer Natur, und vor allem dort blieb Emil gern mit dem Bleistift hängen. In der Nachfolge des Göttinger Hochschullehrers ließ auch er seinen Gedanken über die körperliche Züchtigung von Schulkindern freien Lauf: »Körperstrafen, die üblich sind, wenn Ermahnungen nichts fruchten, brauchen nicht abgeschafft zu werden. Sie müssen allerdings so selten sein, dass Schüler sie eher als Bedrohung fürchten, denn dass sie tatsächlich vollzogen werden.«

Ein Sohn in seinem Alter

Später wird Emil erzählen, wie schwer seine Studienjahre waren. Im Gegensatz zu den meisten seiner Mitstudenten, die oft aus wohlhabenden Elternhäusern stammten, konnte er sich kaum über Wasser halten. Er aß schlecht, schlief wenig und musste allerlei Nebentätigkeiten annehmen. In einem der Winter erkrankte er ernsthaft, und eine Weile lang sah es so aus, als würde ihm eine Lungenentzündung zum Verhängnis werden. Doch im Sommer 1899 ist alles Ungemach vergessen. Er hat einen universitären Titel in der Tasche, und die Welt steht ihm offen.

Als Emil an einem Montagmorgen eine knappe halbe Stunde vor seiner allerersten Unterrichtsstunde in Meißen das Lehrerzimmer betritt, spürt er, wie ihn seine neuen Schuhe drücken. Er fühlt, dass alle Augen auf ihn gerichtet sind. Um das Gesicht zu wahren, öffnet er seine Büchertasche und legt ein Heft auf den Tisch. Von dem leeren Papier aus lässt er seinen Blick durch den Raum schweifen. Er zählt mindestens fünfundzwanzig Kollegen, von denen sich einige leise unterhalten, andere in einem Buch blättern oder in einen Aufsatz letzte Korrekturen eintragen. Ein älterer Lehrer, der kurz vor der Pensionierung steht, erzählt seinem neuen Fachkollegen an diesem ersten Morgen, dass er einen Sohn in dessen Alter habe.

Vom Schuljahr 1903–1904 an darf sich Emil Oberlehrer nennen. Der ehemalige »Schulbub vom Lande« hat seinen Weg nach oben gemacht und kann mit dreißig Jahren zum gesellschaftlich arrivierten Teil der Bevölkerung gezählt werden. Um 1900 ist das Gymnasium eine Schulform für höhere Kreise, eine Zufluchtsstätte für die Oberschicht. Von den fast sechs Millionen Schülern, die im Kaiserreich jährlich die Schulbank drücken, gehen keine drei Prozent aufs Gymnasium. Emils Status drückt sich in seiner Bezahlung aus. Als Gymnasiallehrer gehört er plötzlich zu den zehn Prozent der bestbezahlten Beamten in Deutschland.

Drachen- und Blumenmotive

Emils Schreibtisch ist von vornehmer Schlichtheit. Weder mit gedrechselten Beinen noch mit opulenten Holzschnitzereien, sondern von einer relativen Schmucklosigkeit, die auch das restliche Herrenzimmer prägt. Das runde Tischblatt ist aus Walnussfurnier, glänzend mit Schellack poliert. Und der geschlossene Bücher-schrank hat in der Mitte eine Tür aus geschliffenem Glas. Die schweren Möbel machen Emil zu einer Persönlichkeit, die Gewicht hat, auch zu jemandem, der sich seiner gesellschaftlichen Verantwortung bewusst ist.

Seine Generation – junge Männer zwischen zwanzig und dreißig, die in den Jahren um die Reichsgründung geboren wurden – bekommt Chancen, von denen ihre Väter nur träumen konnten. Die Industrialisierung ist nicht ihr Verdienst, aber sie profitieren voll und ganz vom wirtschaftlichen Erfolg, den diese mit sich bringt. Emil und seine Altersgenossen springen auf einen fahrenden Zug auf – auf einen Dampfzug, um genau zu sein.

Auch in Meißen kündigt sich die industrielle Revolution an. Bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ist das Städtchen ein verschlafener Ort, der seine Bedeutung der Vergangenheit verdankt. Denn einst lag dort eines der großen Machtzentren Deutschlands. Das war nicht allein den Markgrafen aus dem Hause Wettin zu verdanken, sondern auch dem hier ansässigen Bistum. Steinerne Zeugen dieser längst vergangenen Zeit sind die spätgotische Albrechtsburg und der Dom mit seinem reich geschmückten Interieur. Sie stehen hoch auf dem Burgberg nebeneinander und ziehen vom Stadtzentrum den Blick ganz automatisch nach oben.

Ruhm erwirbt sich Meißen am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bis weit über die Grenzen des deutschen Sprachgebiets hinaus, als im Schloss der Wettiner die erste europäische Porzellanmanufaktur gegründet wird. Das handgemalte *Zwiebelmuster* in Kobaltblau und die typischen Drachen- und Blumenmotive erobern

die Festtafeln des internationalen Hochadels. Kurz nach 1800 leidet die Königlich-Sächsische Porzellan-Manufaktur trotzdem auch unter dem allgemeinen Niedergang. Neue Käuferschichten bleiben aus, und nach hundert Jahren Unternehmensgeschichte droht sogar die Schließung.

Die große Wende bringen um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts tief greifende technische Entwicklungen. Rohstoffe – vor allem Eisenerz und Steinkohle – werden in scheinbar unbegrenzten Mengen abgebaut, Maschinen steigern die Effizienz der Produktionsprozesse, und neue Transportmittel ermöglichen eine Verteilung der Güter in großem Stil. Die Folgen sind überall zu sehen: moderne Fabriken, neue Wohnviertel und wachsender Wohlstand.

Nähmaschinen aus Meißen

1860 bekommt Meißen mit einem repräsentativen Bahnhof im Renaissancestil einen eigenen Anschluss an das Eisenbahnnetz. Er liegt am östlichen Elbufer, auf dem Gebiet des kleinen Dörfchens Cölln, das schon bald als Meißen-Cölln in der Kreisstadt aufgeht. Neue Fabriken werden gebaut, wie beispielsweise die Zuckerfabrik der Gebrüder Langelütje oder die Sächsische Schuhfabrik Hermann Möbius. Auch die Maschinenfabrik von Maximilian Biesolt und Hermann Locke hat einen guten Ruf. Sie produzieren Nähmaschinen der Marke Afrana, die in ganz Europa Absatz finden. Die Ernst Teichert GmbH entwickelt sich zum größten Arbeitgeber der Stadt. Das Unternehmen hat neben Wandfliesen aus Porzellan vor allem Kachelöfen im Angebot, mannshoch und mit glasierten Tonplatten verkleidet.

In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts verdreifacht sich die Einwohnerzahl Meißens. Die Stadt bildet in dieser Hinsicht keine Ausnahme, denn überall herrscht Landflucht. Emil ist einer von vielen aus der Provinz, die versuchen, hier ihr Glück zu machen. Seine Schwester Minna bleibt in Seiffhennersdorf und

heiratet einen einfachen Postbeamten. Doch der ehrgeizige Pädagoge wird ein Repräsentant der fortschrittlichen Kleinstadt, einer Stadt der Dampflokomotiven, der Eisengießereien und der Drehbänke.

Emil steht für das Bürgertum, eine wohlhabende Bevölkerungsgruppe, die mehr als andere von der industriellen Revolution profitiert. Nach 1830, als grob geschätzt die erste Phase der Industrialisierung beginnt, bildet sich eine neue gesellschaftliche Oberschicht heraus. Fabrikbesitzer und Fabrikanten, aber auch Leute aus dem Mittelstand, Beamte und Arbeitnehmer mit abgeschlossenem Universitätsstudium bilden das wirtschaftliche und gesellschaftliche Rückgrat der Industrienation, zu der sich das Deutsche Kaiserreich entwickelt. Emils Biografie, die Geschichte dieses jungen Mannes, der auf den Wellen der industriellen Revolution nach oben getragen wird, ist ein Spiegel dieser Entwicklung.

Auch die Porzellanmanufaktur entdeckt das neue Bürgertum. Das Unternehmen verlässt 1863 die dunklen Räume der Albrechtsburg und zieht in ein eigens für die Porzellanproduktion entworfenes Fabrikgebäude. Der Umzug ist zugleich ein symbolischer, denn der Auszug aus der mittelalterlichen Burg markiert den Zeitpunkt, an dem der Adel als wichtigste Käuferschicht abgedankt hat. Die Fabrik hat jetzt die städtische Oberschicht im Blick und sucht ihre Käufer in Emils Kreisen. Emil liebt das Weinlaub-Service, ein einfaches, weißes Geschirr, das am Rand mit stilisierten Weinblättern in einem tiefen, sommerlichen Grün dekoriert ist. Manchmal fährt der Lehrer mit den Fingerspitzen über das makellos glatte, kühle Material und ist fasziniert von so viel Perfektion.

Elegante Stadtschuhe

Ein paar Jahre nach seiner Anstellung wird Emil am Meißener Gymnasium zum Professor ernannt. Wie weit er es gebracht hat, erkennt man, wenn man ihn mit seinem Vater vor dem Umgebende-

haus in Seiffhennersdorf stehen sieht. Der »Gartengrundstückbesitzer« trägt noch immer die traditionelle Landkleidung: eine kurze Joppe, eine hochschließende Weste und schwere Lederstiefel; in der Hand hält er eine Mütze. Mit dem sorgfältig modellierten Bart, dem halblangen Gehrock, dem weißen Kragen mit Fliege und den eleganten Stadtschuhen verkörpert sein Sohn eine andere Welt. Aber für seine gesellschaftliche Emanzipation zahlt Emil auch einen Preis. Die Nähe zur Natur, die Überschaubarkeit des Lebens und die Vertrautheit der dörflichen Gemeinschaft – auf all das muss er verzichten.

Emils Aufstieg beruht auf zwei Jahrzehnten Unterricht. Es sind Jahre, die seinen Charakter formen. Schon auf der Volksschule bekommt er gute Kopfnoten für »Ordnungsliebe« und »Betragen«. Am Lehrerseminar geht es weiter. Dort wird er nach »Sitten«, »Aufmerksamkeit« und »Ordnungssinn« beurteilt. Sogar in seinem Universitätsdiplom von 1898 steht, dass »an seinem Betragen nichts zu bemängeln ist«.

Emil ist also in der Dorfschule ein braver Schüler, im Lehrerseminar ein braver Eleve und an der Universität ein braver Student. Vielleicht machen ihn auch die Ausbildungsstätten zu einer Person, die im Gehorsam gewissermaßen die Vollendung ihres Charakters findet. Als Oberlehrer und Gymnasialprofessor wird er später seinen Schülern dieselbe Fügsamkeit abverlangen.

Zwischen Boden und Decke schwebend

Vor fünfzehn Jahren brachte ich Emils Herrenzimmer mit einem Kleintransporter nach Berlin. Über zehn Treppen mit jeweils zehn Stufen tragen wir die Möbel nach oben, in den obersten Stock eines typischen Altbaus mit Innenhof, wie es in Prenzlauer Berg viele gibt. Es ist heiß. Mein Amsterdamer Freund und ich schwitzen, weil es unerwartete Komplikationen gibt. Vor allem der drei Meter breite, untere Teil des Bücherschranks macht uns Probleme. Um ihn von den Zwischenpodesten eine Treppe höher zu tragen, müssen